

Kalle Pohl

Mein Hund, mein Psychiater und ich

Heitere Geschichten
Herzergreifende Fotos



Leseprobe

Inhalt

Ganz ehrlich	9
Mein Freund, der Psychiater	11
Undressiert	13
Nur nicht verlegen	21
Der Hund, der Heinrich Heine liebte	25
Denk ich an Deutschland	30
Wohin des Wegs?	33
Traum und Alptraum	41
Briefträgerkiller	47
Langsam und bedächtigt	55
Glauben kann kosten	61
Erfolg	67
Nachspiel zu »Erfolg«	77
Sprung aus der Tonne	81
Mein kleiner Engel	85
Die Prophezeiung	93
Ist doch nur ein Tier	100
Andere sind anders	106
Viel Gebell um Nichts	108
Beziehungs-Weise	111
Der Schnüffler	120
Lumpi	121
Guter Hund	125
Freude ohne Druck	127
Epilog: Auf ein Neues	129
Vita	132
Zitate: Nachweise	134
Mein besonderer Dank	137
Impressum	138

Ganz ehrlich

Sollte jemand an den Geschichten, die ich hier zu Papier gebracht habe, Zweifel haben, so dürften die Schnappschüsse, die mir in aller Welt gelungen sind, eindeutig belegen, dass Hunde reden, sobald ich in ihrer Nähe bin. Ich habe alles wortwörtlich wiedergegeben.

Ganz ehrlich.

Kalle Pohl, im Juni 2018

Mein Freund, der Psychiater

Mein Psychiater ist mein Freund. Nein, mein Freund ist Psychiater. Selbstverständlich brauche ich keinen Psychotherapeuten. Mein Leben verläuft völlig normal, ich bin vollkommen gesund, körperlich und geistig. Ich sitze nur hin und wieder mit meinem Freund zusammen und wir reden über dies und das. Über Probleme reden wir auch. Wer hat die nicht?

Es macht Freude, mit einem Psychiater, der ein Freund ist, über Dinge zu reden, die einem zu schaffen machen. Liebeskummer zum Beispiel. Als es bei mir losging mit dem Verliebtsein, hatte ich Kummer wegen der Liebe. Als die Liebe alltäglich wurde in meinem Leben, hatte ich Kummer, weil das Verliebtsein fehlte. Ist das normal oder ein Fall für den Therapeuten?

Sehr gern redet mein Freund mit mir über meine Hündin. Er selbst kann keinen Hund halten, aus beruflichen Gründen, außerdem lebt er in einer Stadtwohnung, umgeben von Beton und Asphalt. Ich habe einen Wald vor dem Haus und bin daher in der Lage, mit meiner Hündin ausgedehnte Spaziergänge zu machen, bei denen ich mich auch mit ihr unterhalte. Das scheint meinen Freund sehr zu beschäftigen, fragt er mich doch ständig über Tosca aus.

»Hat sie wieder mit dir gesprochen?«

Ich überhöre den sarkastischen Unterton und versuche es mit einem Spaß: »Hast du in deiner Klinik auch Zimmer für Verrückte mit Hund?«

Das zwiebelt ihn: »Verrücken kann man ein Möbelstück. Hirnkranken sind nicht verrückt, sie befinden sich auf einem nicht der Norm entsprechenden geistigen Level.«

Ich weiß, dass ich ihn provoziere, aber ich lasse nicht nach: »Heißt das: Es ist etwas Besonderes, wenn man in der Klappe sitzt?«

»In der Klappe«, sagt er spitz, »sitzen nicht wenige Leute, die normaler sind als sogenannte Normale.« Er bleibt hartnäckig: »Spricht der Hund immer noch mit dir?«

»Das tut sie dauernd. Die Frage müsste eigentlich lauten: Hat sie mal nicht mit dir gesprochen?«

»Nervt sie dich?«

»Du meinst: mehr als Frau und Kind?« Da war er wieder, dieser zwanghafte Trieb, Späße zu machen. Komiker sein ist nicht nur ein Segen.

»Du hast immer einen Witz drauf, nicht?«

Ich schaue betroffen auf den Boden. »Ja, in der letzten Zeit geht es mir selber auf den Geist. Aber ich arbeite daran.«

Er sieht mich skeptisch an.

»Na ja«, sage ich, »ich schweige halt häufiger.«

Wir schweigen beide eine Weile. Dann setzt er wieder an.

»Schweigst du häufiger mit Frau und Kind oder mit dem Hund?«

»Jetzt wirst du aber persönlich.«

Während ich das sage, denke ich daran, wie persönlich meine Hündin werden kann, und muss über diese Worte schmunzeln. Mein Freund, der Psychiater, schmunzelt auch. Ein Glück, dass er nicht alles so ernst nimmt. Ein sprechender Hund – was für ein Unverstand! Er kennt sicher ganz andere Gründe, Leute einzuweisen. Er sieht mich lächelnd an, eine kurze Weile später sagt er: »Erzähl doch mal.«

»Ganz ehrlich?«

»Ganz ehrlich.«

Undressiert

Der Hund ist der sechste Sinn des Menschen.

Christian Friedrich Hebbel

»Meine Vorfahren sind durch die Wälder gelaufen, als ob sie dort etwas verloren hätten. Ich frage dich: Was haben wir im Wald verloren?«

Meine Ruhe und Konzentration sind in akuter Gefahr: »Das will ich jetzt nicht hören. Tut mir leid, ich bin mit einem wichtigen Projekt beschäftigt. Du siehst doch, dass ich schreibe.«

Tosca redet unbeirrt weiter: »Gut, wir könnten dort Hasen jagen, Bäume und Büsche bepinkeln, rumrennen, bis uns die Zunge zum Maul raushängt. Aber wozu? Die Hasen sind sowieso schneller, Bäume und Büsche riechen nicht gerne nach Hundepippi und warum rennen wie ein dummer Hund, wenn man gemütlich auf dem Sofa liegen kann?«

»Entschuldige, aber du hörst doch auch das Telefon klingeln.« Ich nehme das Mobilteil in die Hand: »Hallo? Wann? Moment, ich gucke in den Kalender ...«

Tosca doziert mit Leidenschaft: »Diese Rumrennerei stammt doch aus einer Zeit, als meine Vorfahren alle Wölfe waren und Lebensmittel erlegt werden mussten.«

»Was? Nein, ich habe keinen Besuch. Nein, nein, ich rede nicht mit mir selbst, das ist mein ... mein Computer.«

Als sei ich nicht vorhanden, schwadroniert mein Hund munter vor sich hin: »Im Zeitalter der Supermärkte und Futternapf-Ketten,

wo die Regale vollgefüllt sind mit vorbereiteter Nahrung und süchtig machenden Leckerli, jagt doch kein zivilisierter Hund mehr durch die Gegend, um Mäuse oder Eichhörnchen zu erlegen.«

»Ich rufe später zurück, ich kann mich gerade nicht konzentrieren. Entschuldigung ... ja, bis dann.« Genervt beende ich das Telefonat.

Mein Hund schaut mich vollkommen unbeeindruckt an: »Dieser dressierte Schäferhund von gegenüber rast immer noch jedem Stöckchen hinterher.«

Mir platzt der Kragen: »Kannst du bitte einmal die Klappe halten! Ich hatte gerade einen wichtigen Anruf, da ging es um einen lukrativen Termin.«

»Ja, ja, deine lukrativen Termine scheinen dir wichtiger zu sein als dein Sofa.« Tosca legt völlig entspannt die Vorderbeine übereinander.

Hat der Hund noch alle beieinander? »Mein was?«

Mit nach oben verdrehten Augen schwelgt Tosca in ihrem Lieblingsthema: »Was gibt es Schöneres, als auf dem Sofa zu liegen?«

»Was glaubst du wohl, was meine Frau sagt, wenn sie mich dauernd auf dem Sofa liegen sieht?«

»Ihr macht immer alles so kompliziert. Leg dich doch mit ihr zusammen auf das Sofa. Das wird ihr gefallen. Ihr kuschelt sowieso zu wenig.«

»Hallo? Erlaube mal! Was geht es dich an, ob meine Frau und ich ... Ich fasse das nicht! Ich lasse mir hier von meinem Hund sagen, dass ich zu wenig kuschele.«

Na ja, ein wenig nachgelassen hat das schon. Was waren das für kuschelvolle Zeiten während unseres berauschten Verliebtseins. Damals hatten wir uns ständig in den Armen, die Anziehungskraft unserer Körper lag weit über der der Erde.

Augenblick mal, kuschelvoll kennt der Duden doch gar nicht. Wieso versagt denn hier die automatische Textkorrektur?

Tosca fährt unbeirrt fort mit ihren Gedanken: »Wenn du nicht mit ihr kuscheln willst, dann gib ihr wenigstens häufiger ein Leckerli.«

Es reicht mir langsam: »Entschuldige bitte, meine Frau ist weder eine hungrige Töle noch eine läufige Hündin!«

Der Hund ist nicht aus der Ruhe zu bringen. »Ein Leckerli hat nichts mit Hunger zu tun. Da geht es um Zuwendung, um Aufmerksamkeit. Ein Leckerli lässt ihr Herz höher schlagen und ihre Augen werden leuchten. Ein Leckerli ...«

»Wird das hier eine Therapie?«

Da fällt mir ein, ich muss das nächste Treffen mit meinem Freund in den Kalender eintragen. Ich habe alle meine Termine in meinem Computer-Kalender, auch die, die ich delegiere. Gibt es also an einem Tag eine Menge wichtige Dinge zu erledigen und werden die mir dann zu viel, delegiere ich sie auf die nächsten Tage. Zeitmanagement nennt man so was. Man muss sich dabei nur an die altbewährte Regel halten: Was du heute kannst besorgen, geht doch auch noch übermorgen.

»Wann hast du sie das letzte Mal gestreichelt?«

Tosca Frage platzt in meine Terminorganisation. Wann ist jetzt bloß das nächste Treffen? Hätte ich doch eine Notiz auf meinem Handy gemacht oder mit Kuli auf die Hand.

»Gestreichelt?«, überlege ich, »äh ... irgendwann, neulich.«

Tosca jault leise auf: »Keine gute Antwort.«

»Genug! Du verschwindest sofort aus meinem Zimmer. Ich hab zu tun. Raus hier! Aber schnell!«

Wie gut, dass ich den Hund dressiert habe. Tosca trittet gemächlich in den Flur.

»Ich empfehle mich. Falls dir dein Computer den Rücken krümmt, lass hören. Ein Pfiff genügt – und dein Hund ist zur Stelle.«

Ich werde ihn auf einem Rastplatz aussetzen, mit der Leine an einen Baum gebunden. Nein, das werde ich natürlich nicht. Ich habe ein Herz für Tiere. Aber es gibt Ausnahmen. Zumindest eine Ausnahme. Warum musste ausgerechnet dieser Hund in mein Leben treten?

Hätte es nicht ein taubstummer Vogel sein können oder ein hirnloses Streifenhörnchen?

Ich werde Dick Lennartz anrufen, den Tiertrainer. Ein faszinierender Mann. Er hat begabte Hunde so weit gebracht, in Filmen mit untalentierten Schauspielern aufzutreten – das tun sonst nur ganz arme Hunde. Lennartz wird Tosca schon beibringen, das Maul zu halten oder nur dann etwas zu sagen, wenn sie gefragt wird.

»Kann ich dich etwas fragen?«

Kann man diesen Hundeaugen böse sein? »Hatte ich dir nicht gesagt, du sollst mein Zimmer verlassen?«

Tosca legt sich vor meinen Stuhl: »Wieso glaubst du, deine Frau sei keine läufige Hündin?«

»Was? Wie bitte?«

»Na ja, sie läuft hin und wieder allein aus dem Haus, wir sehen sie eine ganze Weile nicht, manchmal kommt sie sehr spät zurück. Machst du dir keine Gedanken?«

Natürlich mache ich mir darüber Gedanken. Aber sagt man das seinem Hund?

»Wieso sollte ich mir Gedanken darüber machen?«

Sie legt wieder ein Vorderbein über das andere.

»Nun«, beginnt sie wie eine Märchenerzählerin, »ich kannte mal eine Hündin, die war ganz schön gewieft. Sie machte nicht nur mir schöne Augen. Am Ende erfuhr ich, dass sie auch mit einer Bulldogge Gassi ging – wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nein! Ich verstehe nicht, was du meinst! Ich muss mich jetzt unbedingt um meine Termine kümmern!«

Ich tippe auf eine Computertaste, damit sich der Bildschirm wieder öffnet. Tosca dreht sich auf den Rücken und streckt die Beine in die Luft. »Dann lass mich etwas deutlicher werden. Diese Bulldogge, Gottfried war ihr Name ...«

Okay, die Terminorganisation kann ich vergessen. »Gottfried?«, frage ich, »eine Bulldogge mit dem Namen Gottfried?«

»Genau das war ihr, ich meine, sein Problem: Er war eine überaus bullige Bulldogge, ein beeindruckend kräftiger Hund mit einem starken Gebiss, das jedem Respekt einflößte, allerdings litt er enorm unter seinem Namen.«

Ich lasse mich tatsächlich auf diese haarsträubende Story ein. »Na ja, Gottfried ist nicht gerade ein stattlicher Name für eine kräftige Bulldogge.«

Ganz ergriffen fährt Tosca fort: »Er senkte jedes Mal beschämt den Kopf, wenn sein Frauchen ihn Gottfried rief, und eines Tages ist es dann passiert.«

»Was bitte ist passiert?«

»Die Hündin, von der ich eben sprach, hat es mir erzählt.«

Genüsslich leckt Tosca sich eine Pfote. Das kann einen wahnsinnig machen.

»Und wirst du es mir womöglich auch erzählen?«

Tosca steht auf, kommt ganz nah an mich heran und sagt beschwörend: »Gottfried glaubte tatsächlich, er sei schwul.«

Ich glaube das nicht. »Eine schwule Bulldogge?«

»Genauso ist es«, sagt sie langsam, »meine, also diese Hündin hat das sehr berührt. Sie hat sich fortan mit ihm beschäftigt, ging immer häufiger mit ihm Gassi und schließlich ...«

Sie lässt sich Zeit mit der Antwort, begibt sich wieder in die Ruhelage und legt abermals das eine über das andere Vorderbein.

Ich will es jetzt wissen. »Ja, was?«

»Na ja, sie hat mich wegen Gottfried verlassen.«

Ist mein Geist verwirrt oder habe ich richtig gehört? »Du willst mir hier erzählen, eine schwule Bulldogge hat dir deine lesbische Hündin ausgespannt?«

Tosca stutzt: »Wieso lesbisch?«

»Na, weil du doch auch ... Blödsinn, ich weiß gar nicht, was ich hier rede.«

Tosca lässt nicht locker.

»So ging es mir damals auch. Ich habe danach nur noch wirres Zeug geredet.«

»Und dann hat dich dein Herrchen auf einem Rastplatz ausgesetzt. Jetzt komm nicht wieder mit dieser Schmonzette. Das hast du dir doch alles ausgedacht, diesen ganzen Blödsinn.«

Sie setzt sich vor mich hin und legt eine Pfote auf meinen Oberschenkel. »Gar nicht! Ich war so verwirrt, ich habe lange Zeit keinen Laut von mir gegeben.«

»Wie wunderbar.«

Traurig fährt sie fort: »Eines Tages hab ich es nicht mehr ausgehalten und bin weggelaufen. Dann habe ich dich gefunden.«

»Wie furchtbar.«

Ich seufze, dann sehe ich sie an, als ob mich ihre Worte enorm bewegen würden. »Ich meine, was für eine ergreifende Geschichte. Hast du noch was auf Lager von homosexuellen Pinschern oder hermaphroditen Schnauzern?«

Sie nimmt ihre Pfote von meinem Bein. »Du nimmst mich nicht ernst.«

»Oh doch, ich nehme dich sehr wohl ernst. Ich habe nur nicht begriffen, was die Geschichte von der schwulen Dogge mit meiner läufigen Frau, ich wollte sagen, mit der Tatsache zu tun hat, dass meine Frau hin und wieder ihre eigenen Wege geht.«

»Und was, wenn sie auch eines Tages nicht mehr zu dir zurückkommt?« Sie meint tatsächlich meine Frau.

Ich schaue verwirrt in ihre rehbraunen Augen: »Wegen einer kräftigen Dogge mit großen Zähnen?«

»Und wenn es ein liebenswerter Rüde ist?« Auf einmal klingt ihre Stimme sehr erfahren: »Frauen mögen beides, zärtlich liebevoll und ungestüm wie ein wilder Hund.«

»Hat dich meine Frau geschickt?«

»Nein.«

»Aber du hast mir ihr gesprochen?«

»Du weißt, dass ich nur mit dir sprechen kann.«

Toscas unwiderstehlicher Hundeblick verunsichert mich. »Ich frage mich, wieso du dazu kommst, mir zu erzählen, meine Frau würde womöglich Gassi ..., ich meine fremdgehen.«

»Das habe ich nicht getan. Ich wollte nur andeuten, es könnte passieren, wenn du immer nur auf diesen Bildschirm glotzt und kaum noch Zeit hast für sie.«

Ich muss endlich ein Machtwort sprechen.

»Sitz!«

»Ich sitze schon die ganze Zeit. Was soll das denn jetzt?«

Wieder bin ich unsicher. »Reine Ablenkung. Ich kann es ja mal versuchen.«

Tosca sieht mich verstört an: »Was?«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Sie hat es wieder geschafft, mich völlig aus der Ruhe zu bringen, und lässt nicht locker.

»Gut, wenn du jetzt auch nicht mehr weißt, was du schreiben sollst, hast du einige gute Gründe, das Gerät auszuschalten, deinen platten Hintern vom Stuhl zu heben und mit mir und Frauchen spazieren zu gehen.«

Meine Antwort klingt nicht allzu gut gelaunt: »Sie ist doch nicht da.«

»Aber sie wird gleich kommen.«

Ich sehe sie ungläubig an. »Woher weißt du das?«

»Bin ich ein Hund oder nicht?«

Es klingelt.

Ich bin sauer. »Typisch! Sie hat mal wieder ihren Schlüssel vergessen.«

Tosca springt auf. Während sie zur Tür rennt, ruft sie mir zu: »Jetzt komm ihr bloß nicht wieder mit dem doofen Schlüsselproblem.«

Jaulend und juchzend begrüßt sie meine Frau, wobei sie unaufhörlich an ihr hochspringt, um ihr Gesicht zu lecken. Schleimerin! Allerdings – sollte ich das vielleicht auch mal tun?



»Hauptsache, er gehorcht.«

Nur nicht verlegen

Der Mensch ist das einzige Tier, das errötet – oder erröten sollte.

Mark Twain

Bei einem Hund muss man unbedingt auf die Gesundheit achten, auch auf die eigene. Wann immer es sie gelüstet, und das tut es häufig, sitzt Tosca vor der Kommode mit der besonderen Schublade. Leckerli befinden sich darin. Sie schaut auf die Schublade, dann sieht sie mich an, schaut wieder auf die Schublade, dann wieder zu mir. Ich muss dem widerstehen. Schließlich soll sich auch ein Hund vernünftig ernähren. Das Problem bei der Sache ist nur, dass sich neben dieser besagten Schublade eine andere befindet, mit meinen Leckerli. Natürlich gestatte ich mir nur selten etwas Süßes, vor allem dann, wenn Tosca es nicht mitbekommt, und das gelingt mir oft. Aber wie kann man einem Hund widerstehen, wenn seine Augen immer größer werden?

Jeder Mensch, der einen Hund hat, weiß, wovon ich rede. Man will ganz klar ablehnen, will deutlich sagen: »Nein, es gibt jetzt kein Leckerli.« Die Hundeaugen werden größer und größer. Und wie hypnotisiert greifen meine Hände in die Schublade. Der Hund bekommt sein Leckerli.

»Das mit den Augen ist erblich«, sagt Tosca, »meine Mutter war ein Reh.«

»Ja, ja, und dein Vater war ein böser Wolf.«

Tosca staunt: »Woher weißt du das?«

Ich sehe sie verwundert an und warte gespannt auf ihre Geschichte.

Tosca schaut aus dem Fenster, so, als blicke sie zurück in die Vergangenheit. Dann erzählt sie in ruhigem Ton: »Eines Tages schlich ein böser Wolf durch den Wald und entdeckte auf einer Lichtung ein verlockendes Reh. Dem bösen Wolf lief der Speichel über die Lefzen. Mit geducktem Körper näherte er sich dem Tier in typischer Raubtiermanier von hinten. Und dann geschah es. Das Reh drehte sich herum, sah den Wolf mit betörend rehbraunen Augen an und sagte: ›Warum hast du denn nicht den Mut, mich von vorn anzusprechen?‹

Dem bösen Wolf war die Frage sichtlich unangenehm, er suchte nach einer Antwort: ›Ich ..., äh ...‹

Das Reh ließ nicht nach: ›Und warum sabberst du wie ein kleiner Wolfswelpen?‹

Jetzt wurde der Wolf nervös: ›Äh ..., ich ...‹

›Und warum suchst du dir keine Wölfin, mit der du dich amüsieren kannst?‹

Mit diesen Worten ging das Reh einen Schritt näher heran an den bösen Wolf und schaute ihm tief in die Augen.

Plötzlich zeigte der böse Wolf seine großen Zähne, während er verkrampft grinste. Er duckte verlegen seinen Kopf zwischen die Vorderbeine und stammelte: ›Meine ... meine Mutter war der Herr im Bau, weil mein ... mein Vater war ... ein Dackel.‹

›Das kommt bei den besten Rassen vor‹, beruhigte ihn das Reh. ›Mein Vater war ein Hirsch ohne Geweih und meine Mutter war eine Ziege.‹

Beide drehten ihre Köpfe zur Seite und blickten eine Weile grübelnd ins Leere.

›Pass auf‹, raffte der Wolf allen Mut zusammen, ›fabrizieren wir doch auch einen Mischling. Hast du Lust?‹

›Nö‹, sagte das Reh, ›bin grad nicht läufig.‹

›Na und?‹, sagte der Wolf, ›dann machen wir es im Stehen.‹«

Ich fasse mich mit beiden Händen an den Kopf: »Unmöglich! Das

kann ich niemals einem Verleger präsentieren. Der haut mir diese Geschichte um die Ohren.«

Tosca bleibt gelassen: »Sag ihm doch, dein Hund habe sie erzählt. So war es ja schließlich auch.«

»Das geht gar nicht. Der denkt doch, ich brauche einen Psychiater.«

Schließlich habe ich diese Geschichte doch einem Verleger präsentiert. Ich wollte es einfach wissen.

Da saß ich also vor einem großen Schreibtisch, auf dem sich bis fast zur Decke Manuskripte stapelten. Ich wartete gespannt auf seine Reaktion.

Der Verleger liest – und lacht sich weg. Er lacht ungehemmt, und beim Lachen kommt ihm leise das Wort »saukomisch« über die Lippen.

Ganz plötzlich verschwindet sein Lachen aus seinem Gesicht, er knallt das Manuskript auf den Tisch und sagt staubtrocken: »Nee, das will keiner lesen.«

Ich glaube es nicht: »Aber Sie haben sich doch gerade sehr amüsiert.«

Er beachtet meine Worte nicht. »Und dann auch noch Fotos! Das druckt kein Verlag.«

Damit schiebt er den Stoß Blätter in meine Richtung.

»Sie wollen es nicht verlegen?«, frage ich.

»Auf keinen Fall.«

Ich erhebe mich vom Stuhl, nehme mein Manuskript vom Tisch und sage ergriffen: »Ich danke Ihnen.«

Er sieht mich erstaunt an: »Wie bitte? Sie bedanken sich für eine Ablehnung?«

»Aber ja«, antworte ich mit einem Schmunzeln, »haben Sie nicht gewusst, dass Harry Potter vor dem großen Erfolg von einigen Verlagen abgelehnt wurde?«

Er stutzt: »Sie meinen ...?«

»Genau das meine ich. Vielen Dank. Sie machen mir Hoffnung.«
Kaum habe ich das gesagt, schwebte ich guter Dinge aus seinem Büro.



»Ich sagte doch klar und deutlich: KEINE FOTOS!«